ALLEN COUNTY PUBLIC LIBRARY
3 1833 02016 843 8

Aus meinem Leben.

Den Freunden und Bekannten
in der alten Heimat erzählt

von

C. F. G. Meyer.

BREMEN.
Druck von Bömeyer & Meyer, Domshof (Rutenhof).

Allen County Public Library
Ft. Wayne, Indiana

Vorbemerkung.

Zu den angenehmsten Erinnerungen und Ereignissen aus meinem Leben gehören insbesondere meine zu wiederholten Malen mir vergönnt gewesenen Reisen in die alte deutsche Heimat. Schon im Jahre 1862, nach etwa 15 jährigem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten, hatte ich der engeren Heimat, meinem lieben Ilwede und Stemshorn, sowie den übrigen Dörfern des Kirchspieles Dielingen, in Westphalen, einen Besuch abgestattet. Seit dieser Zeit bin ich dann mehrere Male da gewesen, zuweilen allein, zuweilen mit meiner lieben Frau. Einmal war ich mit meinem Bruder, der mit mir ausgewandert war, zusammen in der Heimat. Auch etliche meiner Kinder haben dieselbe aufgesucht.

Wenn ich nun in den nachstehenden Seiten es unternehme, in kurzen Zügen meinen Lebenslauf zu beschreiben, so geschieht dies ganz und gar nicht etwa deshalb, weil ich mir etwas darauf zu gute thun wollte, sondern auf speciellen Wunsch eines Freundes und Bekannten, der erkannte, dass meine Lebensführungen nicht nur in ungewöhnlichem Masse Interesse erregen, sondern dass in denselben das gnädige Walten Gottes wahrnehmbar vor Augen trete.

Gern willfahre ich daher dem Wunsche, meinen Freunden und alten Bekannten über dem Meere das Merkwürdigste aus meinem Leben zu erzählen, um so lieber, als mich die Anfänge desselben im Geiste wiederum in die alte Heimat führen, nach dem lieben Ilwede und Steinshorn, wo ich meine Jugend verlebte, wo ich geboren, getauft, geschult und konfirmiert wurde. Und gern kehrt mein Geist noch einmal in jene Zeit zurück, in die Tage fröhlicher Jugend und in jene Kirche, in welcher ich vor etwa 60 Jahren als Konfirmand mein Katechismus-Hauptstück aufsagen musste! Wie vieles ist seither anders geworden! Wie viele mögen wohl noch da sein von jenen, mit welchen ich zur Schule ging? Wohl nur wenige, in wenigen Jahren auch ich nicht mehr.

Wohlan denn, Ihr lieben alten Bekannten und Freunde — für Euch insbesondere habe ich nachstehende Seiten niedergeschrieben. Nicht als ob Ihr nicht vertraut wäret mit meiner neuen Heimat (sind doch selbst etliche von Euch schon in derselben gewesen), sondern um Euch zu zeigen, wie Gott in wunderbarer Weise meine Arbeit gesegnet; mich auf meinen vielen Reisen in entfernte Länder wie auf Fittigen getragen und, was das Beste ist, mich zur Erkenntnis dessen gebracht, worauf ich, in vielleicht wenigen Jahren, nach einem arbeitsvollen Leben einen stillen, frohen Ausgang feiern will.

Daraufhin seid alle herzlich gegrüsst von Eurem

C. F. G. Meyer.

Ich bin geboren am 9. Dezember 1830 zu Ilwede, nahe bei dem Meyerhofe No. 25, von welchem, wenn ich nicht irre, auch meine Vorfahren abstammten. An meinem Tauftage stellte, wie mir erzählt wurde, der Meyer von Ilwede meinen Eltern ein vierspänniges Fuhrwerk zur Verfügung, in welchem ich mit meinen Paten zur Kirche nach Dielingen gefahren wurde. Ich war das jüngste Kind aus der zweiten Ehe meines Vaters, aus welcher ausser mir noch ein Sohn und eine Tochter stammten; auch aus der ersten Ehe meines Vaters waren drei Geschwister, zwei Schwestern und ein Bruder, vorhanden. Leider kann ich mich meines Vaters nicht mehr erinnern, da er schon vor Ablauf meines dritten Jahres starb. Er hatte, wie meine Vorfahren, die Schäferei auf der Ilwede gehabt, und soll, wie auch mein Grossvater, ein kräftiger, fleissiger und geistig begabter Mann gewesen sein und auch in christlicher Beziehung in gutem Rufe gestanden haben. An den Sohn aus erster Ehe war später ein kleines Besitztum gefallen. Auf meinem Geburtsschein jedoch steht, dass ich der Sohn eines Heuerlings bin. Wie mein Vater, so hatte auch ich die Schäferei gelernt. Ein volles Jahr habe ich die Schafe selbständig gehütet, habe in der Herde-Karre geschlafen und bin des Nachts aufgestanden, um meine Pflegbefohlenen von einem Platze zum andern zu bringen.

Als ich etwa acht Jahre alt war, zogen wir nach Stemshorn, auf den sog. Wegmanns-Hof, wo, da der dortige Schäfer Gerke, ein Schwager von mir, nach Amerika ausgewandert war, die Schäferei unbesetzt war. Dort starb auch meine Mutter, welche sich wieder verheiratet hatte, als ich etwa sechzehn Jahre alt war.

Sie war eine christlich gesinnte Frau und hielt uns treulich zu Gottes Wort an. Nebenbei gewöhnte sie ihre Kinder alle zu nützlicher Arbeit, so dass, trotz der bescheidenen Verhältnisse, doch nie Mangel an Nahrung oder Kleidung zu fühlen war. Ich selbst bin, infolge dieser verständigen Erziehung zur Arbeit, bekannt und geübt geworden in allen den gewöhnlichen ländlichen Beschäftigungen: Flachsjäten und -Brechen, Spinnen, Graben, Pflügen, Mähen und Dreschen; Milchholen und Melken; Gänse, Schafe und Kühe hüten u. s. w.; ja, auch das Strümpfestricken habe ich gelernt. Damals hatte ich allerdings noch keine Ahnung davon, dass ich später noch in allen Welttheilen herumreisen würde. Doch erhielt ich von Lehrer Schwetmann in Haldem und von Lehrer Fischer in Stemshorn den nötigsten Schulunterricht. Und wenn die Resultate auch recht bescheiden waren, so kam dies eben daher, dass man zu jener Zeit das Vielwissen, für den Bauernstand für etwas Überflüssiges gehalten hatte. Nichtsdestoweniger erinnere ich mich gerne an jene längst vergangenen Jahre; an die Tage meiner frohen Jugend!

Mit meinem 17. Lebensjahre, ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter, trat ein Wendepunkt in meinem Leben ein, da ich mit meinem Bruder Wilhelm be-

schloss, nach Amerika auszuwandern, wo schon eine Schwester von uns wohnte. Mein Bruder war beinahe 23 Jahre alt, hatte schon ein paar Jahre gedient und sich etwas erspart gehabt; auch ich hatte ein paar Thaler. Unvergesslich ist mir jener Abschied im Monat September des Jahres 1847, als mein Stiefvater mir noch nachgelaufen kam, um mir noch etliche Thaler in die Hand zu drücken als Taschengeld. Geld hatten wir zwar nicht viel, aber damals gebrauchte man auch noch nicht so viel. Zudem hatten wir uns auch noch keine klare Vorstellung gemacht über unser Vorhaben. Ich weiss nur noch, dass ein Mann „von hinter Lemförder" (wie man damals zu sagen pflegte) von Amerika zurückgekommen war, um Leute zu veranlassen, auch dorthin auszuwandern (wofür er von den Spediteuren bezahlt wurde) — so eine Art Seelenhandel! — Diesem Manne schlossen wir uns an und beschlossen, zunächst einmal nach Cincinnati zu gehen. Wo diese Stadt lag, wussten wir zwar nicht so ganz genau, denn wir hatten keine Ahnung von Distanzen, von Geographie und den verschiedenen Welttheilen. Wenn ich heute daran denke, wie blindlings wir damals unsere Reise antraten, so muss ich bekennen, Gott hat uns durch seiner Engel Schutz auf den Händen getragen und hat unser Vertrauen auf ihn nicht zu Schanden werden lassen.

Am 17. September schifften wir uns in Bremen ein auf dem Segelschiffe »Swanton«, Kapitän Duncan. Wir wurden eingepfercht wie das Vieh und auch fast wie Thiere gespeist. Noch heute schaudert es mich bei dem Gedanken daran, wie damals wir armen Auswanderer behandelt wurden. Unsere Reise dauerte sieben und eine halbe Woche. Von den Erlebnissen auf derselben will ich nur erwähnen, dass es höchst

kümmerlich herging und in der Nähe von San Domingo die Hitze sehr gross war. Nach einem kurzen Aufenthalte in New Orleans reisten wir auf einem Dampfschiffe den Mississippi- und den Ohiofluss hinauf nach Cincinnati, wo die meisten unserer Reisegefährten zu bleiben gedachten. Nach etlichen Tagen jedoch reisten mein Bruder und ich weiter, dem eigentlichen Ziele unserer Reise zu. Dieses lag nördlich von Cincinnati, etwa 100 englische Meilen (175 Kilometer) entfernt.

Es war der erste Dezember, und der Winter stellte sich ein. Von Cincinnati bis Ft. Wayne konnte man auf einem Kanal fahren, dessen Boote dem Ufer entlang von Pferden gezogen wurden. Eisenbahnen gab es damals in jener Gegend noch nicht. Diese Kanal-Reise wurde uns empfohlen. Sie dauerte aber nur etwa 24 Stunden, als plötzlich infolge grosser Kälte der Kanal zufror und das Boot nicht mehr fahren konnte. Was nun? Guter Rat war da teuer. Es blieb uns nichts übrig, als den Rest der Reise zu Fuss zurückzulegen, und das erforderte, wie man uns sagte, ein 2—3 tägiges Marschieren. Man denke sich unsere fatale Lage! Wir befanden uns in einer verhältnismässig wilden Gegend, in einem Lande, dessen Sprache wir nicht verstanden. So mussten wir uns unter Zurücklassung unserer Habseligkeiten auf den Weg machen durch lauter Wald auf schlechtem, morastigen Wege. Den leicht gefrorenen Boden bedeckte eine dünne Schicht Schnee. Bei jedem Schritt brach die leichte Kruste durch. So wanderten wir dahin ohne Mittel (ein guter Landsmann, Namens Wehmeyer, hatte uns für den Fall der Not zehn Thaler geborgt), müde und matt, zum ersten Male fühlten wir so recht, dass wir in der Fremde waren! Wir marschierten, bis es finster wurde und fanden dann glücklicher Weise eine Herberge,

das erste Haus, welches wir den ganzen Tag über gesehen hatten. Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort und kamen gegen Abend an eine kleine Ansiedelung, welche den Namen »Monmouth« führte. Wir waren total erschöpft und begaben uns in ein Wirtshaus, wo wir uns nur mit Mühe verständlich machen konnten, da wir mit der englischen Sprache nicht vertraut waren. Doch konnte ich dem Wirte zuletzt begreiflich machen, dass wir einen Schluck Branntwein wollten, um unsern durch das anstrengende Marschieren bei bedeutender Kälte erschöpften Körper etwas aufzuwärmen. Von Monmouth aus hatten wir noch etwa fünf Kilometer zu gehen, und zwar durch einen dichten Wald. Das erste Haus, an welches wir kamen, gehörte einem Deutschen, Namens Christianer, einem Nachbar unseres Schwagers Gerke. Es war ein richtiges Blockhaus, d. h. ein Haus aus Baumstämmen erbaut, wie sie damals auf dem Lande und im Walde allgemein errichtet wurden. Hier klopften wir an, fanden einen herzlichen Empfang und wurden zu dem gerade aufgetragenen Abendessen geladen, wobei es uns geschmeckt hat, wie lange nicht. Nach der Mahlzeit nahm unser freundlicher, christlich gesinnter Gastgeber eine Handvoll Rinde von Hickory-Holz, steckte sie an, weil es sehr finster war und brachte uns beim Lichte dieser Fackel zu unserer Schwester und unserem Schwager, die sich über unsere Ankunft herzlich freuten.

Seitdem sind über 50 Jahre verstrichen und vieles hat sich in dieser Zeit geändert. Damals zählten die Vereinigten Staaten 20 Millionen Seelen, heute etwa 75 Millionen. Zu jener Zeit war die Gegend, in welcher unsere Geschwister wohnten, dicht bewachsen mit Eichen, Ahorn, Hickory u. s. w. und um das Land

urbar zu machen, musste der Wald gelichtet und die Bäume gefällt werden. Das war mühesame Arbeit. Trotzdem unser Schwager schon acht Jahre dort wohnte, hatte er doch erst einen kleinen Teil seines Besitztumes unter Kultur gebracht. Doch waren zwei seiner Söhne jetzt soweit herangewachsen, dass sie dem Vater eine schätzbare Hülfe sein konnten, und auch wir säumten nach einer kurzen Erholung nicht, mit an die Hand zu gehen. Und geschadet hat uns die keineswegs leichte Arbeit des Bäumefällens ganz und gar nicht — im Gegenteil, wir brachten es zu einer gewissen Fertigkeit darin, hatten stets gesunde Bewegung, und dieser schreibe ich es auch zu, dass ich trotz meiner siebzehn Jahre noch bedeutend gewachsen bin.

Nun aber trat die Frage an uns heran, auf welche Weise wir unsern Lebensunterhalt verdienen sollten. Um diese Zeit hatte mein Schwager Gerke Veranlassung, nach dem etwa 18 englische Meilen (25 Kilometer) entfernten Ft. Wayne zu fahren, das nördlich von seinem Besitztum lag, und bei dieser Gelegenheit wurde beschlossen, dass zunächst ich einmal mitfahren solle, um zu sehen, ob sich nicht eine Beschäftigung für mich finden lasse. Am 14. Februar 1848 machten wir dann die Fahrt nach dem damals etwa 2500 Einwohner zählenden Städtchen. In demselben kannte mein Schwager einen jungen Mann aus Bramsche, Namens Schwegmann, der in einem Laden thätig war; durch denselben Vermittlung fand ich ein Unterkommen bei einem seiner Prinzipale, Namens Hill; hier musste ich Hausarbeit thun, ein Pferd nebst Wagen (Kutsche) besorgen, sowie die Dame des Hauses ausfahren. Gleichzeitig hatte ich aber die Erlaubnis, Vor- und Nachmittags eine Schule zu besuchen. Lohn bekam ich keinen, doch hatte ich Köst und Wohnung für meine Dienste.

Den Schulunterricht besuchte ich regelmässig, lernte Buchstabieren, Lesen, Schreiben und Rechnen in der Sprache, welche ich zu erlernen wünschte und die ich mir auch ungewöhnlich leicht und rasch aneignete. Wo ich aber das zu bezahlende Schulgeld auftreiben sollte, war mir noch unklar. Nach zehnwöchigem Unterrichte wurde indessen der Lehrer krank, und ich hatte infolgedessen mehr freie Zeit. Während derselben stand ich eines Tages am Kanale, der damals noch existierte und auf welchem mein Bruder Wilhelm Beschäftigung gefunden hatte. Ich hoffte, ihn vielleicht zu treffen. Da trat unvermutet ein Mann an mich heran, der mich auf Englisch fragte, ob ich Arbeit suche. Etwas zögernd sagte ich: „Ja," obwohl ich nicht eigentlich darnach suchte. Aber der Gedanke, dass ich in seitheriger Weise doch nicht länger weiter existieren könne, machte sich geltend. Mit den Worten „Komm mit mir" führte mich der Mann dann in eine Apotheke in nächster Nähe, brachte mich zum Prinzipale derselben, welcher mich fragte, ob ich bei ihm nicht als Lehrling eintreten wolle, und ich ging darauf ein. Sodann begab ich mich zu meinem seitherigen Prinzipale, Herrn Hill, erklärte ihm, dass ich eine feste Stellung in einer Apotheke angenommen und ging dann über in den Beruf, welcher für mich Lebensberuf werden sollte. In demselben musste ich allerdings zunächst Handarbeiten verrichten: Auskehren, Fensterwaschen, Flaschenreinigen u. a. Bald traf ich auch junge Leute, die mich mutlos machen wollten, indem sie mir zuflüsterten: „Du bist bei Mr. Reed; bei dem bin ich auch gewesen; Du wirst es wohl kaum lange aushalten u. s. w." Das war Nahrung für mein damals von Natur etwas stolzes Gemüt; und da mir die Handarbeit, welche ich zu verrichten hatte, so wie so

nicht recht behagte, so fragte ich beim Besitzer eines Ellenwaren-Geschäftes, das nebenan war, an, ob ich bei ihm keine Anstellung erhalten könne. Er gab mir zur Antwort, dass er mich wohl brauchen könne, sich aber zuvor bei meinem Prinzipale erkundigen wolle, ob diesem der Wechsel auch recht sei.

Des andern Tages sagte Herr Reed: „Friedrich, ich höre, Du willst mich verlassen. Es thut mir dies leid, ich möchte, dass Du bei mir bleibst." Ich erwiderte, dass ich bei der täglichen groben Handarbeit unmöglich das Apotheker-Geschäft zu erlernen Gelegenheit haben würde. Daraufhin erklärte er sich bereit, einen andern Mann mit meinen seitherigen Arbeiten zu betrauen, bat mich aber, dass ich bleiben möge und sicherte mir für's erste Jahr einen Lohn von 180 Dollars (720 ℳ) zu. Verköstigen müsse ich mich dann aber selbst. Ich ging auf diesen Vorschlag ein und machte schnelle Fortschritte in meinem neuen Berufe; lernte dabei fleissig Englisch, Französisch, auch etliche Brocken Latein und bildete natürlich mir nicht wenig darauf ein. Bald hatte ich auch die Mittel, mich gut zu kleiden, erhielt auch Kleidungsstücke von dem mir gewogenen Prinzipal und war nun der Ansicht, dass mir zu meinem Glücke eigentlich vorläufig nichts fehle. Daneben vergass ich auch die Lieben in der alten Heimat nicht. Einer Pflegeschwester, welche wir zurückgelassen, schickten mein Bruder und ich das nötige Geld, um uns nachzukommen. Auch meine Schwester Engel und ihr Mann, Heinrich Bohne, samt Kindern, sowie unser älterer Bruder Heinrich samt seiner Familie kamen herüber und nach und nach folgten Hunderte von der deutschen Heimat nach.

Alle Einzelheiten meiner Erlebnisse aus jener Zeit mitzuteilen ist nicht meine Absicht, doch will ich das

Hauptsächlichste, soweit es mir noch gegenwärtig ist, anführen. Nachdem ich in Herrn Reeds Apotheke, in welche ich am 10. Mai 1848 als Lehrling eingetreten war, eine feste Anstellung erhalten, wurde ich bald ein gewandter Verkäufer. Die Apotheken in Amerika sind nämlich von denen Deutschlands etwas verschieden. In jenen findet viel mehr Handverkauf statt, da mit der Apotheke in der Regel das Droguen-Geschäft verbunden ist. Etwas schwierig wurde meine Stellung, als im Sommer des Jahres 1849 der grösste Teil der Vereinigten Staaten von der Cholera heimgesucht wurde. Auch Ft. Wayne blieb nicht verschont; und unter den vielen Erkrankten befand sich auch Herr Reed. Ein anderer Gehülfe im Geschäfte hatte seinen Platz verlassen, und so war ich der Einzige und musste der Rezeptur und dem Verkaufe vorstehen. Die Strassen der Stadt waren wie ausgestorben, nur die Ärzte, Apotheker und Leichenbestatter waren an der Arbeit Tag und Nacht. Mir selbst wurde das Essen in die Apotheke gebracht und wochenlang hatte ich eine Verantwortung, welche meine Fähigkeiten nach meiner Überzeugung überstieg; aber trotzdem ging alles gut von statten. Der Prinzipal genas wider Erwarten und konnte bald wieder einen Teil der Arbeit übernehmen. Meine mir und meinem Bruder nachgefolgte Pflegeschwester dagegen starb an der fürchterlichen Krankheit zu unser beider grosser Betrübnis. Bald darauf übertrug mir Herr Reed in anerkennender Weise das Besorgen der Einkäufe, bei welcher Gelegenheit ich auch Cincinnati einmal wieder zu sehen bekam.

Ein bedeutungsvolles Jahr wurde für mich das Jahr 1852. Im August desselben wurde ich nämlich

selbständig, indem ich als Teilhaber in ein Geschäft eintrat, das etliche Jahre zuvor gegründet wurde. Zu diesem Zwecke war ich genötigt, zu dem mir ersparten kleinen Vermögen von 1700 M. noch 300 M. zu borgen. Infolge günstiger Jahre jedoch gelang es mir den Anteil des anderen Teilhabers im Jahre 1857 für etwas über 40000 M. zu erwerben. Nun nahm ich meinen Bruder Wilhelm, der inzwischen im Geschäfte meines früheren Prinzipals gearbeitet und sich auch etwas erspart hatte, als Teilhaber ins Geschäft auf. Schwere Heimsuchung brachte uns dann das Jahr 1863, in welchem wir durch Feuer schweren Verlust erlitten. Glücklicherweise hatten aber sowohl mein Bruder als auch ich einen eigenen Wohnsitz, so dass wir doch nicht in übergrosse Not gerieten. Ich selbst besass damals 20 Morgen Land ausserhalb der Stadt und betrieb auf denselben nebenbei Baum-, Blumen- und Gemüsezucht; importierte auch Pflanzen und Bäume aus Deutschland und Belgien und wurde von nicht wenigen ob meines schönen Anwesens beneidet. Indessen sollte ich aber nicht mehr lange auf demselben verbleiben. Nach Schluss des Bürgerkrieges, 1865, kam nämlich eines Tages ein angesehener und wohlhabender Bürger Fort Wayne's zu mir und sagte mir, dass er gern seinen ältesten Sohn, falls wir dazu bereit wären, als Teilhaber in unserem Geschäfte unterbringen möchte. Ich besprach die Sache mit meinem Bruder und sagte ihm, dass wir für unser gegenwärtiges Geschäft augenblicklich genug Kapital hätten, dass ich aber bereit sei, mit seinem Einverständnis in einer grösseren Stadt ein Engros-Droguen-Geschäft zu etablieren, das wir dann mit demjenigen in Fort Wayne zusammen betreiben könnten. Wir entschlossen uns dann auch in der Stadt Saint Louis am Mississippiflusse, die eine grosse

Zukunft zu haben versprach, das Unternehmen ins Werk zu setzen und begannen damit im September des Jahres 1865.

Die Zeit, in welche die Errichtung unseres Saint Louis-Geschäftes fiel, war eine höchst ungünstige. Der verheerende Bürgerkrieg war kurz zuvor beendet worden. Während desselben hatten alle Waren ungewöhnlich hohe Preise erreicht, besonders weil die Vereinigten Staaten die Goldwährung eingestellt hatten, so dass Gold eine Prämie von $ 2,85 brachte. Die Folge der Reaktion der Preise war dann, dass wir nach zwei Jahren am Rande des Bankerottes waren. Doch hat uns Gott über diese Krisis hinübergeholfen. Es gelang uns, von einem deutschen Manne eine ziemlich bedeutende Summe Geldes zu borgen auf längere Zeit, und dieses half uns dann auch über die gefährliche Zeit hinüber. Unser Geschäft wurde bald ein immer regeres und ist seither stetig gewachsen. Nebenbei war ich dann genötigt, oft nach Fort Wayne zu reisen, da ich die Leitung des dortigen Hauses mehrere Jahre mit besorgte.

Im Jahre 1879 errichteten wir ein Zweiggeschäft in Kansas City und 1884 ein solches in Dallas, Texas. Doch haben wir seither beide wieder verkauft, obwohl die betreffenden Gebäulichkeiten uns noch gehören. Augenblicklich haben wir in Saint Louis über 400 Angestellte im Geschäfte, im Comptoir alleine sind über 100 Personen. Drei junge Leute sind ausschliesslich mit der Handhabung der täglichen Poststücke beschäftigt, indem täglich über 1000 Briefe, Fakturas u. s. w. geöffnet und geschlossen werden. — Unsere Geschäftsverbindungen erstrecken sich über die ganze

Welt und unser Kredit ist ein vollständig unbeschränkter. Wir können in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien, selbst in Japan und Ost-Indien per Kabel bestellen, und unsere Bestellungen werden prompt besorgt. Welch' ausgezeichneten Ruf unsere Firma in Saint Louis in der ganzen Geschäftswelt geniesst, beweist z. B., dass ich, als ich im Jahre 1879 300 000 ℳ. gebrauchte, solche ohne Bürgschaft von einem Herrn in Philadelphia geliehen bekam. Ein andermal lieh man mir in Deutschland bereitwillig 400 000 ℳ, die ich benötigt war, weil der Geschäftsbetrieb sich rascher vergrössert hatte, als das Betriebskapital. Ja, es ist allgemein anerkannte Thatsache, dass unsere Firma in St. Louis die leitende Firma des amerikanischen Engros-Droguen-Handels ist.

Ein solches in seiner Art einzig dastehendes Geschäft, dessen Verbindungen nach allen Weltteilen laufen, erfordert nun selbstverständlich auch ausgedehnte Reisen. Und solche habe ich viele unternehmen müssen. Zunächst im Interesse unserer Firma, zugleich aber auch zur Kräftigung meiner durch das rastlose, anstrengende Arbeiten angegriffenen Gesundheit. Nun sind Reisebeschreibungen immer interessant zu lesen, namentlich wenn von fernen Ländern und Weltteilen erzählt wird. Doch ist mir ein näheres Eingehen auf meine Reisen nicht möglich. Eine ganze Anzahl derselben ist in englischer Sprache im Druck erschienen.

Hier will ich nur in Kürze dieselben anführen. Zunächst habe ich die Vereinigten Staaten des öfteren nach allen Richtungen hin durchquert: vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean; von Florida bis zu den Quellen des Mississippi im Norden; durch den Golf von Mexiko bis nach Mexiko selbst. Auch die grossartigsten Geyser der Welt in unserem National-Park habe ich gesehen

und oft genug Gelegenheit gehabt, die Wunder der Schöpfung des Allmächtigen zu betrachten. Den Atlantischen Ozean habe ich siebzehnmal gekreuzt; nicht nur von New-York nach England und Deutschland, sondern dreimal auch über die Azoren durch die Strasse von Gibraltar nach dem Mittelländischen Meere. Italien habe ich mehreremal durchreist von Süden nach Norden, bis nach Venedig und Mailand. Bei Neapel sah ich den feuerspeienden Vesuv, durch welchen im Altertume die beiden Städte Pompeji und Herkulanum verschüttet wurden. Das erstere ist in neuerer Zeit wieder ausgegraben worden und zeigt nun, wie es in dieser Stadt vor etwa 1800 Jahren ausgesehen hat. Von 1889—1890 waren meine Frau und ich ein ganzes Jahr in Europa und brachten den Winter an der Riviera zu. Auch Sizilien habe ich besucht und Frankreich, die Schweiz und Oesterreich (Wien, Triest etc.) kennen meine Frau und ich aus eigener Anschauung. Belgien und Holland sind uns nicht fremd, und in Deutschland haben wir fast alle Gegenden besucht, so z. B. die Badeplätze an der Ostsee, Norderney an der Nordsee, den Thüringer Wald, das Harzgebirge, den Schwarzwald, den Rhein und Elsass-Lothringen. Ein anderes Mal fuhren wir von Southampton, in England (54° nördlicher Breite), bis nach der Kapstadt, in Südafrika (35° südlicher Breite), in 24 Tagen. Unterwegs hielten wir an bei den Inseln Madeira, Teneriffa und St. Helena (hier lebte Napoleon der Erste in der Gefangenschaft und starb auch daselbst).

Auf meinen vielen Reisen kam ich mitunter in Berührung mit weit bekannten und berühmten Männern, mit hohen Würdenträgern, ja sogar mit gekrönten Häuptern. Das Beste war aber doch immer dabei das, dass ich stets unter dem Schutze Gottes gereist bin,

der mich noch immer vor gefährlichen Unfällen in Gnaden bewahrt hat.

Wichtiger als das Geschäfts- und Reiseleben ist aber gewiss das Familienleben. Auch über dieses will ich deshalb noch einiges sagen. Unsere Ehe ist eine im höchsten Grade glückliche und gesegnete zu nennen. Vermählt bin ich seit dem Jahre 1854. Meine Frau war das Jahr vorher aus dem damals noch französischen Elsass (aus der Nähe von Strassburg) nach Fort Wayne gekommen und hatte mich gleich durch ihr bescheidenes, freundliches Wesen gefesselt. Und ich muss unter Lob und Dank bekennen, dass ich niemals Veranlassung hatte, meine vor nun bald 50 Jahren getroffene Wahl zu bereuen. Der Fleiss, die Häuslichkeit, das bescheidene und anspruchslose Wesen meiner Frau, dazu ihre gute Gesundheit und ein heiteres Gemüt haben mir mein Heim zu einem wahrhaft glücklichen gemacht und jederzeit hat meine Frau in meinem so vielbewegten Leben und bei der durch Überarbeitung mitunter so angegriffenen Gesundheit versucht, durch ihr aufopferndes, freundlichstilles Wesen mein Heim zu einem Ruhe- und Erholungsplatze zu machen. Und dabei hatte sie selbst es gar nicht leicht, denn unsere Ehe ist mit neun Kindern, sieben Söhnen und zwei Töchtern, gesegnet worden, die sie mit mütterlicher Sorgfalt erzog. Zwei Söhne und eine Tochter (letztere war verheiratet und hinterliess ihrem Gatten drei unmündige Kinder) sind ihren Eltern in die Ewigkeit vorangegangen. Die noch lebenden sechs Kinder machen uns viel Freude und erfreuen sich eines guten Rufes vor der Welt. Gott gebe, dass sie stets zunehmen in allen guten Eigenschaften und christlich leben und sterben!

Gott hat aber nicht nur in irdischen Dingen seinen reichen Segen auf mich und meinen Bruder, mit welchem ich vor nun 54 Jahren in dieses Land kam, geschüttet, sondern auch in geistlicher Beziehung; und das bleibt für uns beide, die wir der Jahre Last auf unsern Schultern tragen, das Wichtigste. Gott hat uns in die Kirchengemeinschaft geführt, die unter all den vielen kirchlichen Benennungen und Sekten dieses Landes das Panier der reinen, unverfälschten Lehre und Predigt des göttlichen Wortes hochhält. Es ist dies die evangelisch-lutherische Synode von Missouri und anderen Staaten, kurzweg die »Missouri-Synode« genannt. Dieselbe war kurz vor unserer Einwanderung ins Leben getreten, hat sich aber während eines halben Jahrhunderts aus kleinen Anfängen zu einem Baum entwickelt, dessen Zweige sich über sämtliche Staaten der Union erstrecken. Wie bekannt, sind in den Vereinigten Staaten Kirche und Staat getrennt. Die einzelnen Kirchgemeinden sorgen selbst für ihren Unterhalt. Sie bauen Kirchen und Schulen, erhalten Prediger und Lehrer, und das mit grossen Opfern. Solchen Gemeinden gehören sowohl mein Bruder in Fort Wayne, als auch ich in Saint Louis an und wir beide haben, Gott sei es gedankt! in denselben gelernt, das Eine, was not thut. Habe ich stets grosse Vorkehrungen getroffen für meine mannigfaltigen Reisen, von welchen ich wusste, dass sie mich zuletzt stets wieder nach Hause führten, so will ich es um so weniger an der nötigen Vorbereitung für die Reise fehlen lassen, die mich für immer davon führt. Möge mich Gott dann das rechte Reisezlel nicht verfehlen lassen! Und mögen wir Alle miteinander uns dort einst wieder finden! Gott befohlen!

Euer

C. F. G. Meyer.

HECKMAN
BINDERY INC.
FEB 90
N. MANCHESTER,
INDIANA 46962